

Pierre Bourdieu

Schwierige

Interdisziplinarität

Zum Verhältnis von Soziologie
und Geschichtswissenschaft

herausgegeben von
Elke Ohnacker und Franz Schultheis



Bourdieu
Schwierige Interdisziplinarität

Pierre Bourdieu (1930-2002) war Professor für Soziologie am Collège de France in Paris; seine wichtigsten Arbeiten sind *Die feinen Unterschiede*, Frankfurt/Main 1982, *Homo academicus*, Frankfurt/Main 1988, *Noblesse d'état*, Paris 1989, *Les règles de l'art*, Paris 1992, *Das Elend der Welt*, Konstanz 1997, *Gegenfeuer*, Konstanz 1998.

Elke Ohnacker, Dr. phil., geb. 1963, Lehrbeauftragte an der Universität Konstanz, studierte Geschichte und Soziologie; Arbeitsschwerpunkte: Interdisziplinarität Soziologie und Geschichte, Theorie der Gesellschaftswissenschaften, Entwicklung mittelalterlicher Konzepte gesellschaftlicher Klassifikation, spätantike und mittelalterliche Transformation Europas.

Franz Schultheis, Professor für Soziologie an der Universität Genf, beteiligte sich als langjähriger Mitarbeiter von Pierre Bourdieu an dessen Forschungen und besorgte die deutschsprachige Herausgabe Bourdieuscher Werke. Er ist Vize-Präsident von *Raison d'agir-éditions* und Redaktionsmitglied bei *Actes de la Recherche en Sciences Sociales*/Paris.

Pierre Bourdieu

Schwierige Interdisziplinarität

Zum Verhältnis von
Soziologie und Geschichtswissenschaft

herausgegeben von
Elke Ohnacker und Franz Schultheis

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Die Beiträge des Bandes wurden von Jörg und Elke Ohnacker übersetzt bis auf die beiden Wiederabdrucke (aus: „Freibeuter“: *Bourdieu/Chartier/Darnton*: Dialog über die Kulturgeschichte, bzw. aus „Geschichte und Gesellschaft“: *Pierre Bourdieu im Gespräch mit Lutz Raphael*: Über die Beziehungen zwischen Geschichte und Soziologie in Frankreich und Deutschland).

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

E-Book der 1. Auflage, Münster 2017

© 2004 Verlag Westfälisches Dampfboot

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Lütke Fahle Seifert AGD, Münster

ISBN 978-3-89691-002-8

Inhalt

Vorwort von Elke Ohnacker	7
---------------------------	---

I. Historische Soziologie

<i>Pierre Bourdieu</i> Keine Angst vor Max Weber	20
---	----

<i>Pierre Bourdieu</i> Von der königlichen Hausmacht zur Staatsraison Ein Modell der Genese des bürokratischen Feldes	24
---	----

II. Historiker und Soziologen

<i>Pierre Bourdieu/Roger Chartier/Robert Darnton</i> Dialog über die Kulturgeschichte	50
--	----

<i>Pierre Bourdieu/Roger Chartier</i> Wer macht Geschichte, wer macht Geschichten?	69
---	----

<i>Pierre Bourdieu im Gespräch mit Christophe Charle, Hartmut Kaelble und Jürgen Kocka</i> Zwei Tagungen (Paris, Göttingen)	86
--	----

<i>Pierre Bourdieu im Gespräch mit Lutz Raphael</i> Über die Beziehungen zwischen Geschichte und Soziologie in Frankreich und Deutschland	98
---	----

<i>Pierre Bourdieu</i> : Die Historiker und die Soziologie	126
--	-----

<i>Pierre Bourdieu</i> Die Besonderheiten der Nationalgeschichten: Vergleichende Geschichte relevanter Unterschiede zwischen den Nationen	152
---	-----

III. Interdisziplinarität

<i>Pierre Bourdieu</i> Teilnehmende Objektivierung	172
---	-----

Nachbemerkungen von Franz Schultheis	187
--------------------------------------	-----

Anmerkungen	190
-------------	-----

Vorwort

Die in diesem Band vorliegenden Arbeiten Bourdieus zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft befassen sich mit einem epistemologischen „Dauerbrenner“: die Debatte um das Verhältnis von soziologischer und historischer Forschung, die Chancen interdisziplinärer Vorgehensweisen, die Wünsche nach Abgrenzung gegen die jeweils andere Disziplin und ihre Fachgebiete hängt ursächlich mit der Formierung des modernen Wissenschaftsbetriebs zusammen und flammt in regelmäßigen Abständen wieder auf, ohne an polemischer Schärfe einzubüßen. Genausowenig büßte die wissenschaftliche Vision, über – historisch generierte und der Soziologie der neuzeitlichen Nationalstaaten verhaftete – Grenzen universitärer Disziplinen hinweg neue Wege zu beschreiten und bestimmte Themen in umfassenderer Weise bearbeiten zu können, an Faszination ein.

Pierre Bourdieu hat sich, wie die hier erstmals systematisch geordneten¹ Beiträge zeigen, insbesondere in den letzten Dekaden seines zu kurzen Forscherlebens ausgiebig und differenziert mit dem Verhältnis von Geschichte und Soziologie und den Möglichkeiten und strukturellen Problemen interdisziplinärer wissenschaftlicher Arbeit auseinandergesetzt. Das vorliegende Material besteht aus inhaltlich und formal sehr unterschiedlichen Texten: Aufsätzen in Fachpublikationen oder in der Tagespresse, Vorträgen, Interviews und Transkripten von Diskussionen mit Historikern. Die Vielschichtigkeit der angesprochenen soziohistorischen Themen und ihre enorme inhaltliche Spannweite ließen eine chronologische Ordnung des Materials nicht zu, sondern sprachen vielmehr dafür, thematische Schwerpunkte zusammenzufassen.

Der erste Teil des Bandes widmet sich dem Umgang des Soziologen mit der Geschichte. Hier steht an erster Stelle Max Weber, der in Frankreich erst relativ spät und nicht zuletzt durch die Bemühungen Bourdieus über den engen Rahmen eines spezialisierten Fachpublikums hinaus bekannt wurde. Bereits in dem vorliegenden Artikel werden Bourdieus Ausführungen von seinem mehrdimensionalen epistemologischen Konzept bestimmt, das Problematiken der Rezeption eines Autors in direkte und reziproke Beziehungen zur Struktur des rezipierenden (akademischen) Feldes stellt. Der anschließende Aufsatz über die Genese von königlichem Haushalt und Staatsraison macht darüber hinaus deutlich, daß sich historische Methodik für den Soziologen nicht in der simplistischen teleologischen Ableitung von Phänomenen moderner Gesellschaften aus „Vorformen“, oder aus dem, was als solche interpretiert werden könnte, erschöpfen kann, sondern eine sehr viel komplexere Methodik erfordert.

Die folgenden Kapitel, in denen das Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft, von Historikern und Soziologen ausgelotet wird, unterscheiden sich

zunächst formal vom vorhergehenden Teil, es handelt sich um Transkripte von Interviews, Gesprächen und Diskussionen. Obwohl die Aufarbeitung der Beiträge diverse Kürzungen offensichtlicher Wiederholungen erforderte und sie manchmal eher ungeschliffen wirken, verfügt diese Textgattung über einen unschätzbaren Vorteil: sie zeigt Wissenschaft im Entstehen. Umwege und Irrtümer, Kontroversen und Konflikte und die Möglichkeiten und Bedingungen, sie auszutragen oder beizulegen, werden unmittelbar und in vollem Umfang sichtbar, anders als im gängigen schriftlichen Duktus wissenschaftlicher Publikationen, der anderen strukturellen Vorgaben folgt und höchstens schwache Reflexe dieser „Imponderabilien“ wissenschaftlichen Arbeitens aufscheinen läßt. Die Teilnehmer der vorliegenden Diskussionen und Gespräche thematisieren zudem explizit, daß Irrtümer, Kontroversen etc. nicht als lästige und entbehrliche „Umwege“ abgetan werden können, sondern daß es sich hierbei um Ausdrücke struktureller Charakteristika unterschiedlicher wissenschaftlicher Felder (und der damit verbundenen Feldstrategien) handeln kann. Dies gilt vor allem für immer wiederkehrende typische Konflikte zwischen den Disziplinen und ihren Untergruppierungen. Im abschließenden Vortrag über teilnehmende Objektivierung kehrt Bourdieu zur Anwendung interdisziplinärer Methodik in einem stark erweiterten Rahmen zurück, in dem reflexive Feldanalysen sowohl die Person des Wissenschaftlers in ihrer sozialen Verortung, als auch fachspezifische Feldstrukturen und -strategien als tragende Elemente in die Forschungspraxis integrieren und dadurch zur Vermeidung von teleologischen Interpretationen und immanenten Verzerrungen der wissenschaftlichen Interpretation der sozialen Wirklichkeit wie Anachronismen und Ethnozentrismen beitragen.

Interdisziplinarität schält sich als vielschichtiges und mehrdimensionales epistemologisches Modell heraus. Bourdieu nutzt Historizität und die historische Genese staatlicher Institutionen nicht im Stil allseits bekannter feuilletonistischer „Kulturhistorie“ oder „soziologie“ zum Zwecke positivistischer Legitimation der Gegenwart ex posteriori. Er begeht allerdings auch nicht den, nur zu verständlichen, Fehler, dieses, vor allem in populärwissenschaftlichen Medienpräsentationen jedweder Art verbreitete Phänomen, als Banalität oder als Gemeinplatz abzutun und sich „ernsthafter Wissenschaft“ zuzuwenden. Gerade die omnipräsente Banalität einer linearen Herleitung der Gegenwart und ihre Stilisierung als historische Vervollkommnung von „Vor-“ oder „Unterformen“, verführten dazu, dies unbewußt als *taken for granted* vorauszusetzen und auf der Basis dieser *doxa* entsprechend problematische Forschungsfragen und -hypothesen zu konstruieren. (Sozial)geschichte ist nicht nur die Geschichte der Kontinuitäten, sondern auch die der Brüche und Zufälligkeiten, wobei die Interpretation historischer Ereignis-

se als „Kontinuum“, respektive als „Bruch“ selbst als Ausdruck der *doxa* modernen wissenschaftlichen Denkens, also als implizit wertend wahrgenommen werden muß. Gleichwohl kann eine differenzierte Analyse vergangener Entwicklungen im Sinne einer *longue durée*, die sich dieser Probleme bewußt ist und die auch von herausragenden Exponenten der Annales-Schule, wie Febvre, Bloch und Braudel, um nur einige zu nennen, durchgeführt wurde, grundlegende und unabdingbare Erkenntnisse sowohl über historische als auch über gegenwärtige Gesellschaften liefern, die über das, was ein positivistischer Historismus der Prägung des 19. Jahrhunderts oder dessen Wiederaufleben in Form einer dezidiert „politischen“ oder „Ideengeschichte“ nicht zu leisten vermag².

Die Verwendung dieses Ansatzes der *longue durée* erweist sich insbesondere bei Phänomenen und Strukturen als wertvoll, die sich der modernen Logik nationalstaatlicher Verfassung und Rechtlichkeit oder ökonomischer Folgerichtigkeit völlig oder teilweise entziehen, so z.B. weite Bereiche der Symbolik und Symbolwelten gesellschaftlicher Klassifikation³, die vor allem für nicht moderne Gesellschaften und die Menschen, die in ihnen lebten, strukturell und institutionell relevanter und prägender war und nachvollziehbarere Deutungs- und Klassifikationsraster der Welt bot, als das auch noch heute die Logik des ins „Informationszeitalter“ katapultierten Berufsbürgers weberscher Definition zu liefern imstande ist⁴.

Daß auch Arbeiten, die nicht von spezifisch historischen Fragestellungen im traditionellen Sinn ausgehen, sondern vielmehr die spezifische Struktur einzelner Felder der sozialen Welt ausgehend von ihrer historischen Genese analysieren und interpretieren wollen, also historische Wissenschaftlichkeit auf sozialwissenschaftliche Themengebiete anwenden, vom Ansatz der *longue durée* erheblich profitieren, zeigen nicht zuletzt Bourdieus zahlreiche Arbeiten über die historische Genese von Gruppierungen und Interdependenzen im Feld der Herrschaft. Die *longue durée* der von Bourdieu analysierten Felder des Sozialraums stellt sich nicht als lineare Entwicklung von einer historischen „Vorstufe“ zum vollendeten Idealtyp der Moderne dar, sondern versucht vielmehr Konfigurationen der Macht, habituelle Dispositive und Dispositionen des Habitus in einer temporalen Dimension zu erfassen und zu analysieren – auch wenn diese Analyse nur mittels der dem Wissenschaftler des ausgehenden 20. Jahrhunderts zur Verfügung stehenden Konzepte und Klassifikationsraster erfolgen kann und mithin bereits auf terminologischer Ebene zu Verzerrungen führen muß⁵.

Das von Bourdieu als typisch und symptomatisch angeführte Beispiel für derartige Verzerrungseffekte ist die historische Entwicklung des Terminus „römisches Recht“ und seiner Konnotationen. Eine positivistische und auch immer politisch opportune Tradition nationaler Geschichtsschreibung, fußend auf Idealismus und

Historismus des 19. Jahrhunderts, die das durch populärwissenschaftliche mediale Diskurse konstruierte Geschichtsbild einer breiten Öffentlichkeit interessierter Laien weitgehend bestimmt⁶, definiert direkte Linien der Entwicklung der Rechtssysteme der modernen bürgerlichen Nationalstaaten Europas aus dem, was ohne nähere Definition als „römisches Recht“ angesehen wird. Bourdieu schließt sich hier der Argumentation einfacher historischer Linearität nicht an, sondern dekonstruiert und demontiert den entsprechenden Diskurs vielmehr durch die Analyse der Felddynamiken und Interessenlagen der jeweiligen – auch historischen – Akteure, die die Konstruktion einer solch einfachen legitimativen Linearität geboten erscheinen lassen. Die durch diese Methodik noch weit augenfälligeren Brüche und Zufälligkeiten in der unnegierbaren *longue durée* der historischen Formierung und Rekrutierung politischer Eliten und der zentralen Funktion, die das Recht, egal in welcher Form, hierbei innehatte, können demnach nur durch einen stark erweiterten interdisziplinären Zugang adäquat erfaßt werden, der auch Erkenntnisse weiterer Disziplinen wie Ethnologie und Anthropologie, aber auch der Rechts- und Sprachwissenschaften einbezieht. Bourdieu beschränkt sich hierbei allerdings nicht auf dieses moderne Spektrum interdisziplinärer Methodik, sondern zieht auch die mittlerweile vielgeschmähten Konzepte der Universalhistorie heran. Universalgeschichte ist hier allerdings weit davon entfernt, bloße undifferenziert teleologische und europäisch-ethnozentrische Vergleichbarkeiten des Unvergleichbaren zu liefern, sondern zielt darauf ab, durch eine komparative Methodik die typischen Charakteristika eines historischen Phänomens zu erfassen⁷.

Das Erkenntnisinteresse des modernen Forschers, sei er Soziologe oder Historiker, und dessen Operationalisierung beeinflusst mithin die Interpretation vergangener Ereignisse als kontinuierlicher Prozeß, als Bruch, oder sogar als „Irrweg der Historie“. Die spezifischen Interessenlagen individueller Wissenschaftler und deren Einfluß auf die Behandlung des jeweiligen Forschungsgegenstands zieht Bourdieu, anders als viele seiner Kollegen nicht in Rechnung, indem er den Forscher zur Nabelschau auffordert oder sich damit zufrieden gäbe, nach einem einleitenden Lippenbekenntnis zur Unzulänglichkeit des wissenschaftlichen Postulats von Objektivität und Nachvollziehbarkeit *business as usual* zu betreiben. Die Objektivierung des Forschers, das zeigt sich nicht allein bezogen auf die Ethnologie im abschließenden Kapitel über „teilnehmende Objektivierung“, sondern kann und muß auch auf weitere Disziplinen und Fachrichtungen übertragen werden, besteht vielmehr in einer permanent reflexiven Analyse der Dispositive und Beziehungen zwischen der Biographie des Forschers, den (nationalen) Spezifika und Dynamiken des wissenschaftlichen Feldes, das ihn hervorbrachte, und den rückwirkenden Eigendynamiken und Dispositionen des jeweiligen Forschungsgegenstandes.

Wissenschaft, gleich welcher Fachrichtung, wird auf diese Art ihres legitimativen Anspruchs auf Objektivität und Trennung von der profanen Sphäre gesellschaftlicher Interessen und Machtkonstellationen entkleidet und in einen gesellschaftlichen Kontext gestellt. Die Soziologie der Wissenschaften und der Wissenschaftler war lange ein Kontinuum des Bourdieuschen Werks; eine erste umfassende Formulierung der hier grundlegenden Problematiken und Phänomene liegt im „Homo Academicus“⁸ vor, dessen Ansätze und Erkenntnisse Bourdieu im weiteren Verlauf seiner Arbeit nie aus den Augen verlor und immer weiter ausbaute. Was den Ansatz Bourdieus in diesem Zusammenhang auszeichnet und in besonderem Maß geeignet erscheinen läßt, um die reflexiven Dynamiken von akademischer Welt und Forschungsgegenständen zu erfassen, ist die epistemologische Universalität – und mithin Vergleichbarkeit – der angewandten Konzepte. Sowohl das soziale Umfeld des Forschers und der Wissenschaftsbetrieb wie auch die von ihm untersuchten Themen unterliegen der Sozio-Logik von Feld und Sozialraum; die generativen Entstehungsbedingungen des Habitus des wissenschaftlichen Akteurs unterscheidet sich strukturell nicht von denen des untersuchten Subjekts. Desgleichen unterliegen untersuchendes wie auch untersuchtes Feld denselben strukturellen und klassifikatorischen Mechaniken, Dynamiken und: Machtkämpfen. Der Topos der Wertfreiheit allen wissenschaftlichen Strebens und dessen grundlegende Lösung von profanen Dominanz- und Reproduktionsinteressen, der maßgeblich die Legitimität wissenschaftlicher Erkenntnis im öffentlichen Diskurs bestimmt, wird so ad absurdum geführt.

Probleme der Interdisziplinarität lassen sich also nicht auf punktuelle Mißverständnisse oder Inkompatibilitäten von Theorie und Methodik reduzieren und rein systemimmanent erklären. Sie liegen vielmehr in der unterschiedlichen Feldstruktur verschiedener Disziplinen und Unterdisziplinen, der hieraus resultierenden Verschiebungen der Beziehung dieser Felder zu anderen, wie etwa der Medienöffentlichkeit sowie, last but not least, der historischen Genese der jeweiligen nationalen wissenschaftlichen Felder. Die hier zusammengestellten Dialoge geben breiten Aufschluß über diese Verzerrungspotentiale, die auf den ersten Blick über die Problematik der Schnittstelle von Geschichte und Soziologie hinausgehen, bei näherem Hinsehen aber gerade ein maßgeblicher Teil dieser Problematik sind. Dies gilt zunächst für die unterschiedliche Repräsentation beider Disziplinen im öffentlichen Diskurs und in den Medien. Während sich eine bestimmte Form historischer Forschung dazu eignet, in gefälliger und gut ausgestatteter Buchform verschenkt zu werden oder in Fernsehsendungen mit kulturellem Anspruch dem *infotainment* eines bildungsbeflissenen Publikums zu dienen, gerieren sich soziologische Publikationen sperriger. Sie eignen sich nicht als Buch-

geschenke, sondern allenfalls, in der Subsumierung bestimmter demoskopischer Untersuchungen, zur Untermauerung bestimmter normativer Forderungen im öffentlichen Diskurs á la „die Wissenschaft hat festgestellt ...“⁹. Beide Formen populärwissenschaftlicher Präsenz sind problematisch und haben oft genug mit dem tatsächlichen Stand der Erkenntnis wenig zu tun. Das Ausmaß ihres Einflusses auf den Wissenschaftsbetrieb kann jedoch nicht negiert werden. Mediale Präsenz mag von den Fachkollegen mitleidig belächelt werden (oft handelt es sich wohl auch um die sprichwörtlichen sauren Trauben), führt aber dennoch zu entscheidenden Vorteilen im Bereich der Vergabe von und des Zugriffs auf Forschungsmittel, i.e. der Konversion kulturellen und symbolischen Kapitals in ökonomisches, das in diesem Feld dynamisch in immer weiteren Zugewinn in allen Kapitalformen mündet.

Das Ausmaß an Forschungsmitteln wiederum bestimmt u. a. die Rekrutierung des wissenschaftlichen Nachwuchses, die Ausstattung entsprechender Institute und Lehrstühle etc., was weitergehend zu einem dynamischen Zuwachs an wissenschaftlicher Legitimität bestimmter Themen und Fragestellungen führt. Dieser Prozeß idealtypischer Konversion und Konzentration verschiedener Formen von Kapital verdeutlicht, daß zum einen die Thematisierung bestimmter Themenstellungen als „wissenschaftliche Moden“ zu kurz greift und tatsächliche Machtverhältnisse negiert und daß außerdem die Mechanismen von Akkumulation und Konversion von Kapital nach vergleichbaren Mustern wie in anderen Feldern der gleichen Gesellschaften verläuft¹⁰.

Auch die Mechanismen der Rekrutierung verlaufen in verschiedenen Disziplinen unterschiedlich. Die Entscheidung zum Studium eines bestimmten Faches und spätere Laufbahnentscheidungen reflektieren keine schwammigen „individuellen Interessen“ im alltäglichen Sinn des Begriffs, sondern (kollektive) „Interessenslagen“, i.e. sie sind direkter Ausdruck der sozialen Verortung des Individuums. Bourdieu verweist in den vorliegenden Gesprächen mit Historikern wiederholt darauf hin, daß dies sowohl „fortgeschrittene“ Laufbahnentscheidungen des Adoleszenz- und Erwachsenenalters, respektive die Rekrutierung zukünftiger Eliten durch bestimmte Institutionen des Bildungssystems und innerhalb derselben betreffe¹¹, wie auch bereits frühe schulische Karrieren. Der Einfluß, den die soziale Herkunft des Schülers auf die Bewertung seiner Leistungen durch die Lehrerschaft hat, folgt, wie seine Untersuchungen belegen, denselben Klassifikationsmustern wie die Beurteilung auf höheren Stufen der Rekrutierung, was sich am besten mit Hilfe des sozialklassifikatorischen Impetus der semantischen Felder der Antinomien der Leistungsbeurteilung aufzeigen läßt wie etwa „seriös/brillant“, „fleißig/kreativ“ etc.

Die unterschiedliche Rekrutierung des wissenschaftlichen Nachwuchses in den Disziplinen Soziologie und Geschichtswissenschaft und deren divergente Sozialisierung, die sich, entsprechend der gewählten Fachrichtungen noch weiter differenziert, führt zur Entwicklung unterschiedlicher fachspezifischer Habitus, die reflexiv auf die sie erzeugenden Felder und deren *doxa* der Wissenschaftlichkeit einwirken, was erneut Dispositive des Habitus der Akteure produziert. Dies zeigt sich (nicht nur hinsichtlich der hier angesprochenen Disziplinen) zunächst in den unterschiedlichen Repräsentationen von Exklusivität und Permeabilität nicht nur verschiedener Disziplinen, sondern auch der Fachrichtungen, in die sie sich aufgliedern. Als idealtypisch können hier die polaren Endpunkte einer Skala gelten, die sich vom Elitarismus (Pariser) Kunsthistoriker bis hin zur einer (wenig geförderten) Empirie und Demoskopie des Alltäglichen erstreckt, wobei *homines novi* tendenziell in verhältnismäßig „neuen“ Fachbereichen die größten Aufstiegschancen haben und im Zuge ihrer eigene Karriere selbst erheblich zur Verfestigung einer fachspezifischen Feldstruktur und Habitus, mithin also zu einer verstärkten Exklusivität beitragen.

Die Genese unterschiedlicher Disziplinen und Fachrichtungen mit ihren spezifischen Feldlogiken und divergenten *doxa* wissenschaftlicher Objektivität ist also selbst ein historischer Prozeß. Die Entwicklung der modernen Wissenschaft ist zudem zeitlich eng verknüpft mit der Genese der europäischen Nationalstaaten, was zusätzlich zur Entstehung beträchtlicher Unterschiede der nationalen wissenschaftlichen Felder beiträgt. Diese nationalstaatlich historisch generierten Unvergleichbarkeiten sind bereits auf der Ebene der jeweiligen Schulsysteme ersichtlich, die weder vergleichbare Lehr*canones* und damit Denkmuster, noch einheitliche Abschlüsse vermitteln. Weit ausgeprägter zeigen sie sich jedoch im Bereich der Wissenschaft, zu deren Aufgaben es gehört, mit entsprechender zeitlicher Verzögerung zu definieren, was als gesellschaftlich relevantes Wissen zu kanonisieren sei. Diese Verflechtungen und Interdependenzen der nationalstaatlichen Spezifika der Produktion und Kanonisierung von Wissen können dazu führen, daß sich unter dem – beileibe nicht in jedem Fall zynisch utilisierten – Anspruch wissenschaftlicher Objektivität und Beweisführung Verzerrungen und Tautologien einschleichen, die nur mittels reflexiver Objektivierung von Forscher, wissenschaftlichem Feld und Forschungsgegenstand erkennbar oder vermeidbar sind¹². Kritische Interdisziplinarität zeichnet sich also dadurch aus, zunächst die durch unterschiedliche wissenschaftliche Traditionen verschiedener Disziplinen sowie durch nationale Spezifika innerhalb ein- und derselben Disziplin generierten unterschiedlichen Logiken der entsprechenden Felder und deren Einfluß auf *doxa* und wissenschaftlichen Habitus kritisch auszuloten und in der *scientific community*, insbesondere in der Arbeit an gemeinsamen Projekten, zu thematisieren.

Die thematische Schnittstelle zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaft ist schwer erfaßbar; bei manchen Themen ist nur schwer feststellbar, was in den Bereich der Geschichtswissenschaft und was in den der Soziologie fällt. Ansätze, artifizielle Grenzziehungen zwischen Einzeldisziplinen zu vermeiden, die die Konstruktion von Themenstellungen und deren Lösungswege nur negativ beeinflussen können, lassen sich seit der Professionalisierung der modernen Wissenschaften im 19. Jahrhundert verfolgen. Diesbezüglich sei hier lediglich auf zwei maßgebliche paradigmatische Konzepte, die Bourdieus Konzeption der Historie maßgeblich beeinflussten, hingewiesen: der universalhistorische typologische Ansatz Max Webers und die Abkehr der Repräsentanten der Annales-Bewegung von den engen Konzepten der *histoire historisante* zugunsten der Erforschung komplexer Phänomene in ihrer zeitlichen Entwicklung. Obgleich die Schnittstellen zwischen beiden Paradigmen nicht immer offensichtlich sind und beide auch als völlig inkompatibel angesehen werden könnten, sind sie, wie nicht zuletzt das Beispiel Bourdieus aufzeigt, nicht unvereinbar, sondern durchaus zu einem kritischen Instrumentarium kombinierbar, das dazu beiträgt, positivistische, anachronistische oder ethnozentrische Verzerrungen auszuschließen. Vergleichbar kann Bourdieus Konzept der verschiedenen Kapitalformen seines ethnozentrischen und anachronistischen Impetus entkleidet werden, wenn man in Betracht zieht, daß die Gültigkeit dieses Konzepts nicht prinzipiell die Existenz ökonomischen Kapitals bedingt, sondern daß vielmehr das symbolische Kapital das relevante Phänomen ist, das in weiten Bereichen des gegenwärtigen Sozialen und vor allem in historischen Gesellschaften als der statusrelevante Komplex der Ehre und ihrer Symboliken bezeichnet werden kann¹³.

Der methodische Wert der Bildung von Idealtypen ist in aller Regel Soziologen eingängiger als Historikern, obwohl auch Historiker von dieser Methode profitieren können, bei der es sich nicht um eine festgefügte positivistische Klassifikation des Gesellschaftlichen handelt, sondern um ein, wie bereits Weber in aller Deutlichkeit vermerkte, reflexives kritisches Instrument der Theorie- und Hypothesenbildung¹⁴. Auch der vielgeschmähte Ansatz der Universalgeschichte kann seiner positivistischen und anachronistischen Konnotationen entkleidet und als Instrument komparativen Erkenntnisgewinns herangezogen werden. Exemplarisch wird dies im Aufsatz über den königlichen Haushalt deutlich, worin die zitierten universalhistorischen Theoriebildungen zum Thema der Genese von Herrschaft und Königtum dazu dienen, komparativ oder *ex negativo* die typischen Charakteristika des französischen Königtums und französischer Elite-Rekrutierung in einem bestimmten zeitlichen Rahmen deutlicher herauszuschälen, als dies ohne komparative Methodik möglich wäre¹⁵. Der Vergleich ist auch

das wesentliche Charakteristikum des Versuchs der Erfassung bestimmter Fragestellungen in einer *longue durée*. Beide Methoden sind also nicht so entgegengesetzt, wie sie zunächst scheinen mögen.

Bourdieu beschränkt sich jedoch nicht auf komparative Methodiken als Korrektiva für Theoriebildung oder Interpretation gesellschaftlicher Phänomene, sondern etabliert vielmehr noch weitere paradigmatische Korrektiva, die erst in ihrer Kombination dazu beitragen, universalistische Positivismen in der Analyse und Interpretation des Gesellschaftlichen zu vermeiden: Empirie und Statistik. Auch hier entwickelt er Ansätze aus dem Umfeld der frühen *Annales* weiter, die die Paradigmen des sich differenzierenden modernen naturwissenschaftlichen Denkens (und seiner *doxa*) in fruchtbare Ansätze der Sozial- und Kulturforschung umsetzen. Die Rede ist hier insbesondere von der empirischen Beweisführung resp. von der Übernahme des Modells des wissenschaftlichen „Labors“, das den *humanities* lediglich als Denkmodell zur Verfügung steht.

Bourdieu erweitert die konzeptuelle Umdefinition der „Laborsituation“, die bereits von Bloch vorgenommen wurde, der in komparativer Methodik ein Mittel der, einer naturwissenschaftlichen Laborsituation vergleichbaren, Objektivierung sah¹⁶, um das Instrument der Statistik. Aber auch dieses Instrumentarium kann, genauso wie eine empirische Vorgehensweise, nicht losgelöst von seinen methodischen Interdependenzen oder der Verortung seiner Anwender im wissenschaftlichen Feld betrachtet werden. Die Skala der möglichen Anwendungen von Methoden der Statistik und der Empirie reicht von einer unreflektierten und unkritischen Verwendung meist vereinfachter Konzepte, die sich nicht damit befaßt, ob es sich überhaupt um morphologisch Vergleichbares handelt, zu einer prinzipiellen Ablehnung empirisch-statistischer Vorgehensweisen, die häufig im disziplinentypisch elitären Selbstbild wissenschaftlicher Akteure begründet ist.

Für das Verhältnis von Geschichte und Soziologie ist diese Problematik von ausschlaggebender Bedeutung und gleichzeitig unerschöpflicher Nährboden für simplifizierende Polemik gegen die jeweils andere Disziplin. So tendieren etliche Historiker dazu, auch speziell auf den jeweiligen historischen Kontext ausgelegte empirische Methoden als teleologisch oder als profan zu empfinden, während viele Soziologen dem Trugschluß aufsitzen, jedwedes Quellenmaterial gleiche formal und strukturell dem empirisch erhobenen Material ihrer eigenen Disziplin und ließe sich, ohne differenzierte quellenkritische Aufarbeitung, mittels der von ihnen entwickelten Methoden auswerten und zu linearen historischen Belegen für gegenwärtige Phänomene der sozialen Welt umfunktionieren. Wäre diese Dichotomie der wissenschaftlichen Wahrnehmung die einzige, die die Beziehungen zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaft kompliziert¹⁷ – sie wäre recht

einfach zu umgehen. Tatsächlich aber zeichnet sich, legt man die Sozio-Logik Bourdieus nicht nur dem Bereich wissenschaftlicher Vorgehensweisen und Inhalte, sondern auch einer „Meta-Ebene“ der Verortung der Wissenschaftler im jeweiligen disziplintypischen Feld sowie der, je nach Feld, divergierenden Erfolgsstrategien zugrunde, ein weit vielschichtigeres Bild.

Die Dichotomie zwischen den beiden Disziplinen zeigt sich nicht lediglich in der verschiedenen Feldlogik und den hieraus resultierenden Unterschieden der Strategien und der Epistemologien, sondern auch vor allem in der Form der Interpretation weiter entfernter Gesellschaften, wobei, betrachtet man die epistemologischen Problematiken, es keine Rolle spielt, ob die Distanz zum westlichen modernen wissenschaftlichen Denken zeitlicher oder räumlicher Natur ist. Sehen viele der traditionell orientierten Fachhistoriker, deren Thema nicht die europäische Neuzeit seit der Aufklärung ist (wo von einer weitergehenden Deckung von kollektiver Mentalität der Forschers und seines Untersuchungsgegenstandes ausgegangen werden kann) ihren Forschungsgegenstand tendenziell als einmalig im Sinne einer *histoire historisante*, so tendieren historisch ausgerichtete soziologische Theoriebildungen allzu oft dazu, frühere Gesellschaften lediglich als „Vorstufe“ der eigenen zu sehen. Vergleichbare anachronistische Verzerrungen der Wahrnehmungen des Vergangenen zeigen sich auch in einer Periodisierung (z.B. nach der anachronistischen Logik der Jubiläen und Jahrestage) der Historie und der Konnotierung der einzelnen Phasen, die schon mittels der Terminologie einsetzt und spätestens mit deren Charakterisierungen, die vielerorts Gemeingut sind, eindeutige Wertungen enthält. Als beredtes Beispiel für diese vielschichtige Verzerrung kann das europäische Mittelalter angeführt werden. Der Terminus „Mittelalter“, i.e. die Zeit zwischen der (als Vorbild für positive schriftliche Rechtllichkeit gesehenen) Antike und dem Beginn der (von der „Emanzipation des Bürgertums“ geprägter) „Neuzeit“, charakterisiert per se einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten als Intermezzo¹⁸.

Ein weiteres charakteristisches Phänomen anachronistischer oder ethnozentrischer Wahrnehmung ist das Konzept des historischen „Fortschritts“¹⁹. Als genuin moderner und der bürgerlichen Wirtschaftsethik eng verhafteter Begriff dient er dazu, die Historie in Elemente der „Dynamik“ oder der „Stagnation“ einzuteilen und zu bewerten und legt dieser Klassifikation zugleich tautologisch die Wertmaßstäbe der Gesellschaft des Forschers zugrunde. Ein Beispiel für eine solche Tautologie ist die Gleichsetzung von Schriftlichkeit mit gesellschaftlichem Status, i.e. von zunehmender Schriftlichkeit mit gesellschaftlichem „Fortschritt“, die aus der zentralen Stellung der Schrift in modernen westlichen Gesellschaften resultiert und nicht berücksichtigt, daß nicht vorhandene Schriftlichkeit nicht

zwingend aus mangelndem know how resultieren muß. Auch das Konzept der sog. „Hochkulturen“ transportiert vergleichbare Tautologien und Teleologien.

Das Anliegen Bourdieus, eine wissenschaftliche Einteilung der Welt in „*the west and the rest*“²⁰, sei dieser Rest jetzt zeitlich oder räumlich entfernt, zu vermeiden, zeigt sich bereits in frühen Arbeiten wie der über den praktischen Sinn²¹. Die Überwindung dieser ethnozentrischen Trennung liegt in einer fortschreitend reflexiven Objektivierung des Forschers selbst wie auch seines wissenschaftlichen Instrumentariums. Unter Selbstobjektivierung des Forschers versteht Bourdieu nicht die, vor allem unter Ethnologen verbreitete *diary disease*, sondern einen durchgängigen hermeneutischen Abgleich der sozialen Verortung und Biographie und der daraus resultierenden *doxa* mit der faktischen wissenschaftlichen Arbeit und deren Ergebnissen. Zudem können die epistemologischen Instrumente zur Klassifikation verschiedener Gesellschaften nicht prinzipiell verschieden sein, dies hieße, eine Gleichung mit mehreren Unbekannten aufzustellen, zu deren Lösung – bewußt oder unbewußt – die *doxa* der eigenen Gesellschaft (oder des spezifischen Felds des jeweiligen klassifizierenden Akteurs, dies muß ja nicht immer ein Wissenschaftler sein) als normative Prämissen herangezogen würden. Gleichzeitig muß aber jede unkritische Vereinfachung klassifikatorischer Instrumente vermieden werden, die dadurch, daß ein derart vereinfachtes Instrumentarium zu Vergleichszwecken nicht mehr taugt, wiederum gleichfalls dazu führt, daß die eigenen *doxa* zur Norm erhoben werden.

Der normative Charakter inhärenter *doxa* kann nur durch vielschichtige interdisziplinäre Vergleiche vermieden werden, die die Konstruktion eines wirklich von Anachronismen und Ethnozentrismen freien Instrumentariums zur Klassifikation der eigenen wie auch fremder Gesellschaften führen können. Bourdieus Konzept von Feld und Habitus, die reflexiv aufeinander einwirken, ist nicht nur geeignet, Phänomene sehr unterschiedlicher Gesellschaften zu erfassen, ohne den zivilisatorischen *bias* der westlichen Moderne zu transportieren, sondern vermeidet zudem tendenziell deterministische Modellkonstruktionen, wie auch eine strukturalistisch verzerrende Entzeitlichung gesellschaftlicher Praxis²².

Die sich aus den gesellschaftlichen Dynamiken von Feld und Habitus ergebende Praxeologie Bourdieus²³ zeigt vielmehr einen gangbaren Weg auf, Gesellschaften in ihren zeitlichen Entwicklung strukturell analysieren zu können, ohne einzelne Phänomene von vornherein aus ihren zeitlichen Zusammenhängen zu reißen und damit zu „enthistorisieren“. Sie verfügt zudem über den Vorteil, verschiedene Formen gesellschaftlicher Logik zu verschiedenen Zeitbegriffen zuzuordnen, von denen die entzeitlichte Logik der Logik oder der modernen Wissenschaft nur eine Form gesellschaftlicher Klassifikation darstellt. Gesellschaften, die

über diese spezifisch moderne Form „zeitloser“ wissenschaftlicher Logik nicht verfügen, sind daher nicht von vornherein als defizitär zu betrachten, ob dieses „Defizit“ nun als Unterlegenheit von „Naturvölkern“ etc. oder als „vormodernes“ Denken verkleidet wird. Das Konzept des praktischen Sinns und der Logik der Praxis beinhaltet nicht lediglich eine einfache terminologische Variante der Benennung (und Klassifikation) der sozialen Morphologie fremder Gesellschaften im Streit der ethnologischen, anthropologischen und auch historischen Lehrmeinungen, sondern bezieht auch die modernen westlichen Gesellschaften, aus denen sich ein beträchtlicher Teil der heutigen Wissenschaftler rekrutiert, mit ein, deren Alltag sich genauso auf unreflektierte und bestenfalls halbbewußte praktische Logiken aufbaut. Vielmehr ist der Forscher, um welche Disziplin der *humanities* es sich auch handeln mag, verpflichtet, sich reflexiv über die Grenzen seiner eigenen wissenschaftlichen Logik bewußt zu werden, um die gesellschaftlichen Dimensionen der Logik der Praxis und des praktischen Sinns erfassen zu können, sich also hiermit selbst wieder kritisch zu objektivieren.

Elke Ohnacker

I. Historische Soziologie